

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 9 (1967)

Artikel: Theodor Storm
Autor: Müller, Paul E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die sumpfige Tundra entsprach besser ihren körperlichen Fähigkeiten und ihrer Lebensweise als die steilen Hänge, schroffen Felsen und tiefen Runsen der Alpen. Der Schneehase, das Schneehuhn und die Ringamsel aber schlugen beide Wege ein. Der Wolf ist Ende des 19. Jahrhunderts bei uns ausgerottet worden.

Töna Lansels Jagdbeute kam durch die Vermittlung der Herren Lorenz und Pfr. J. Grand im Jahre 1948 ins Naturhistorische Museum nach Chur, mußte aber infolge Raummangels zunächst magaziniert werden. Nach jahrelangen Bemühungen der Mu-

seumskommission hat sie im Frühjahr 1965 im gefällig eingerichteten neuen Schau- und Lehrmuseum ob der Tribüne des Großratssaales einen ihr würdigen Platz gefunden und kann nun von Schulen und Erwachsenen zu bestimmten Öffnungszeiten oder nach Abmachung mit dem Konservator besichtigt werden. Aus dem ehemaligen Opfer einer großen Jagdleidenschaft ist schließlich ein lehrreiches Anschauungsobjekt geworden. Möge dasselbe auch in Zukunft bei jung und alt viel Bewunderung und Sympathie für die arktische Fauna erwecken.

Zum 150. Todestag (am 14. September 1967) eines bedeutenden Dichters.

Theodor Storm

Von Paul E. Müller

Damals wäre es noch möglich gewesen, er hätte, dem Rat seiner Freunde gemäß und in Rücksicht auf seine Familie, in seinem vertrauten, geliebten Husum bleiben können; die berufliche Stellung war gesichert, der Titel eines Justizrates erreicht, die Karriere hätte sich eingestellt. Aber Theodor Storm wollte es anders; er war mit dem, was bloß nicht schlecht war, nicht zufrieden. Nach der Schlacht bei Idstedt, als die Herzogtümer Schleswig und Holstein dänisch wurden, verhielt er sich eindeutig und klar. Das kostete ihn 1852 seine Advokatenstelle, und der bereits sechsunddreißigjährige Dichter mußte den weder beruflich noch finanziell verlockenden Posten eines Assessors am königlichen Kreisgericht im preußischen Potsdam annehmen. Er war hier nicht wohl. Auch nach der Beförderung zum Kreisrichter im freundlichen, ländlichen Heiligenstadt war er es nicht. Er hatte auf vieles verzichtet, auf die Heimat, auf Heide und Marsch, die sanfte, von Wasserstrichen durchzogene Landschaft am Wattenmeer und vor allem auf den Umgang mit den einfachen Menschen der Vaterstadt, auf die alten, heimatbezogenen Erzählungen und Märchen, die in abendlichen Gesprä-

chen aufklangen und das Gemüt des Dichters nährten.

Und später, da er nach mehr als zehnjähriger Abwesenheit mit einem frohen «Wedder to Huus» nach Husum zurückkehrte und die Stelle des Landvogtes annahm, wiederholte sich noch einmal dasselbe. Als Landvogt war er Obervormund, Polizeimeister, Kriminal- und Justizrichter. Eine vielfältige Tätigkeit stand ihm offen, die ihm reiche und tiefe menschliche Beziehungen erschlossen hätte. Aber der Schleswig-Holsteinische Krieg erlöste zwar von der dänischen Fremdherrschaft, schaffte aber neue, jetzt Preußen verpflichtete Abhängigkeit. Storm wandte sich ab und begnügte sich mit einer bescheidenen Amtsrichterstelle, die ihm eine gewisse Unabhängigkeit sicherte.

Diese gerade, durch Verzicht erkaufte, freimütige, unbeirrt heimat-treue Haltung macht uns den Dichter wert. Wir denken an die berühmte Strophe in seinem an die Söhne gerichteten Gedicht:

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karriere-Machen.

Gleich unbeirrt ist das dichterische Schaffen von Theodor Storm. Zwar löste er sich nur schwer von seinen Vorbildern; da er aber den eigenen Weg gefunden hatte, schritt er ihn fort, konsequent und unbeirrt. Der Tageserfolg seiner Zeitgenossen, der Lärm der Literaten, sie kümmerten ihn nicht. Er hatte sich an Goethe und den späteren Romantikern geschult. Sein Bestreben war es, das eigene Erleben dem Leser wieder vor die Phantasie zu stellen, unmittelbar, mit der ganzen Empfindung des Herzens, ohne Vermittlung des Verstandes, ohne daß sich Gedanken über das Erlebte einmischen. Solches kann nur gelingen bei einem lauterem, ernsthaften Gemüt, bei einem reichen Besitz an inneren Bildern und durch einen absoluten, von Natur aus zu leistenden Verzicht auf jedes Pathos. Dann aber wird es möglich, im Leser sichtbar zu machen, was er ahnend in sich trägt.

Die aus tiefer Erregung erblühenden Bilder verbinden sich im Gedichte zu volkstümlicher Schlichtheit. Die einfache Melodie und der wiegende Rhythmus übertragen sich auf den Leser:

Als ich dich kaum gesehn,
Mußt es mein Herz gestehn,
Ich könnt dir nimmermehr
Vorübergehn.

Fällt nun der Sternenschein
Nachts in mein Kämmerlein,
Lieg ich und schlafe nicht
Und denke dein.

Ist doch die Seele mein
So ganz geworden dein,
Zittert in deiner Hand,
Tu ihr kein Leid!

Dort, wo er sich, wie er das gerne tut, auf das Vergangene, ja Versunkene, Verlorene richtet, geschieht es nicht, um es zu einem Scheindasein neu aufzuwecken, sondern um das Heimweh verfeinert auszudrücken. Wie einfach wäre es gewesen, altes Jugendglück zu verherrlichen! Wieviel tiefer, ehrlicher, echter aber ist es, das rückwärts gewandte Sehnen Sprache werden zu lassen:

Über die Heide

Über die Heide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbst ist gekommen, Frühling ist
weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geistern umher;
Schwarz ist das Kraut und der
Himmel so leer.

Wär ich hier nur nicht gegangen
im Mail
Leben und Liebe — wie flog es
vorbei!

Rückwärts gewandt waren auch die frühen Novellen. Sie zeigen zarte, müde gewordene Menschen, die es nicht verstanden haben, das Glück zu fassen, das nun weit verloren zurück geblieben ist. Ihre sittliche Unanfechtbarkeit aber, ihr stiller, der Pflicht abgerungener Sieg zwingt uns Achtung ab, und dem stillen Leser teilt sich die Verzauberung mit, die durch das Ahnenlassen eines noch nicht ausgegebenen Reichtums entsteht. Diese erste Novellistik ist dem lyrischen Schaffen verwandt, zart, zurückhaltend, in verhaltenen Bildern erzählend.

Storms Meisternovellen entstanden erst nach 1870. Er hat jetzt eine große innere Selbständigkeit und künstlerische Sicherheit erreicht. Das eigene Schicksal und noch mehr das Erlebnis der bewegten Zeit haben ihm den Sinn für das Tragische geschärft. Seine Äußerungen über das Wesen des Tragischen sind bekannt: «Die Leute wollen für die Tragik Schuld, d. h. speziell eigene Schuld des Helden und dann Buße. Das ist aber zu eng, zu juristisch. Wir büßen im Leben viel öfter für die Schuld des Allgemeinen, wovon wir ein Teil sind, für die der Menschheit, des Zeitalters, worin wir leben, des Standes, in dem wir oder mit dem wir leben, für die Schuld der Vererbung des Angeborenen und für die entsetzlichen Dinge, die daraus hervorgehen, gegen die wir nichts vermögen, für die unüberwindlichen Schranken. Wer im Kampfe dagegen unterliegt, das ist der echte tragische Held.»

In der Darstellung solcher kämpfend untergehenden Gestalten werden seine Novellen profiliert und dicht, besonders da er jetzt auch die allergrößte Sorgfalt auf die Formgebung verwendet.

Unter den letzten Novellen leuchten vor allem «Viola Tricolor», «Aquis submersus», «Carsten Curator», «Eekenhof» als echte Perlen. Unvergessliches Geschenk aber bleibt seine letzte Arbeit — «Der Schimmelreiter», die Geschichte des jungen Deichgrafen, der im Kampfe gegen die gewaltigen Kräfte der Natur und den Aberglauben und Unverstand der Menschen den Tod findet.

Wenige Wochen nachdem der Dich-

ter diese Novelle vollendet hatte, starb er am 4. Juli 1888 in seinem acht Jahre vorher im abgelegenen, wälderreichen Hademarschen erbauten Haus. Er hat den Seinen viel ungeschickte und oft nicht recht zum Ausdruck gekommene Liebe geschenkt. Der Welt hat er ein Beispiel gerader, stiller, aber entschlossener Männlichkeit gegeben und die Menschen mit einer Handvoll lebensinniger Lieder beglückt. Der Literaturgeschichte hat er durch seine späten, geschlossenen Novellen, die ganz nahe bei der Tragödie stehen, belebende Wirkungen mitgeteilt, die nachweisbar bleiben bis in die Gegenwart hinein.

Einige Gedanken zum 100. Todestag von Gion Antoni Huonder

A Trun sut igl Ischi

Von Alfons Maissen

Das Gedicht «*La Ligia grischha*», das wie kaum ein zweites zum populären bündnerischen Volksgut zählt, schrieb Gion Antoni Huonder anfangs der sechziger Jahre in Ilanz; auf seinen

aufgeführt. Das Gedicht zeichnet sich durch Vollendung des Ausdrucks, durch eindruckliches Ebenmaß aus. Wie ein solches Gedicht ohne seinesgleichen zu dieser Zeit entstehen konnte, bleibt ein Rätsel.



Streifzügen am Piz Mundaun wurde es ersonnen. Die Vertonung durch den bekannten Musiker Ignaz Heim datiert vom Jahre 1864. In diesem Jahr wurde es mit großem Erfolg von der Ligia Grischa im Berner Münster

Gion Antoni Huonder wurde am 18. November 1824 in Segnas geboren, besuchte die dortige Schule, erteilt vom Kaplan. Weiteren Unterricht erhielt der aufgeweckte Knabe an der katholischen Kantonsschule, die damals im Kloster Disentis untergebracht war. Schon hier tat er sich hervor in den Sprachen, in Deutsch und Lateinisch. 1842 besuchte er die katholische Mittelschule in St. Gallen, und aus diesem Jahre stammt die in deutscher Sprache abgefaßte Ballade Arnold von Winkelried. Ein längerer Brief an seinen Bruder Stiafen (21. 3. 1844) zeugt von seiner geistigen Reife und von seinen außerordentlichen stilistischen Fähigkeiten. 1844–1847 studierte er an der Universität besonders Sprachen und Literaturen. Nach späteren Berichten seiner Mitschüler war Huonder ein unternehmungslustiger, fleißiger und sehr guter Schüler.

Im Februar 1848 begibt sich Huonder nach Paris, erlebt dort die Februar-Revolution, beschreibt sie in